



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Leander,
Kleine Geschichten

3

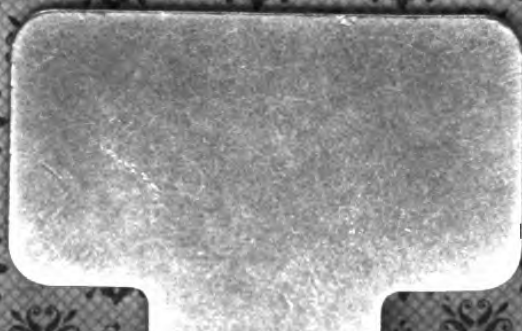




Taylor
Institution Library
OXFORD

PRESENTED BY

Sally Purcell





910

Vet. Ger. III A. 750

Kleine Geschichten

von

Richard von Volkmann-Seander.

Neue (Miniatur-) Ausgabe.



Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

1888.

—*~*—
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung,
vorbehalten.



Frau Bertha Welcker

geb. von Klipstein

ungeeignet.



Die beiden Weiser.







Es war schon spät in der Nacht. Auf den Straßen war es ganz still geworden, und der Wächter hatte die Laternen gelöscht. In dem großen, stattlichen Hause am Markt, wo die beiden steinernen Riesen an den Thorpfeilern stehen und den großen Balkon mit dem sonderbar verschörkelten, altmodischen Eisengeländer tragen, war nur das Eckzimmer neben dem kleinen Erker matt erleuchtet, und nur dann und wann sah man ein Licht



wie ein Glühwürmchen die lange anstoßende Zimmerreihe durchirren, um bald wieder zu dem Eckzimmer zurückzukehren. So ging es schon seit acht Tagen.

Die Nachbarn wußten alle, was es zu bedeuten hatte; denn wenn sie früh aufgestanden waren und vor die Hausthüre traten, oder die Köpfe zu den Fenstern hinaussteckten, um frische Luft zu schöpfen und sich guten Morgen zu wünschen, wie das in kleinen Städten Brauch ist, fragte Einer den Andern regelmäßig: „Wie es wohl heute drüben bei Präsidentens gehen mag?“ Meist zuckte der Gefragte dann mit den Achseln und antwortete: „Schlecht, schlecht!



daß Gott erbarm!“ vielleicht noch hinzusetzend: „die alte Christel, als sie eben die Semmeln holte, hatte ganz dick verweinte Augen und sagte, es sei keine Hoffnung“.

Und dann erzählten sich die Leute, was sie sich schon hundertmal erzählt: wie die Tochter des Präsidenten, die ihrer Aller Liebling war, vor vierzehn Tagen als glückselige Braut von einer Reise in die Schweiz zurückgekehrt sei, in den ersten Tagen noch allen Nachbarn freundlich aus dem Erker zugenickt habe und dann plötzlich hoffnungslos erkrankte.

Es ging aber heute Abend wirklich ganz schlecht drüben: es ging zu Ende.



Eben sah man wieder einen Lichtschein vom Eckzimmer, in dem die arme Kranke lag, ausgehen; dann wurde der alte geräumige Hausflur hell, und nicht lange, so trat der Präsident, ein Licht in der Hand, mit dem dicken freundlichen Doktor vor das Hausthor. Sein weißes Haar flatterte in der nächtlichen Herbstluft, und die Kerze bestrahlte flackernd sein tiefbetrübtcs Gesicht.

Er hielt die Hand des Doktors fest in die seinige gepreßt, als wolle er ihn nicht fortlaffen, und lange standen Beide so da. Dann zog der alte Herr den Doktor plötzlich an seine Brust, küßte ihn und ging langsam



und gebeugten Hauptes wieder die große Steintreppe hinauf.

Er durchschritt die langen, öden Zimmerreihen mit den verdunkelten Ahnenbildern und den alterthümlich geschnitzten Möbeln, sobald er sich dem Eckzimmer näherte, leise auf den Zehen schleichend; dann öffnete er vorsichtig und geräuschlos die Thür und stellte sich an das Kopfende des Bettes der Kranken. Neben ihr saß die alte Christel im Lehnstuhl und schluchzte. Sein Gesicht war jetzt grau und steinern wie das der Riesen am Thor, und er war wohl fast eben so groß als sie, aber die Thränen rollten über seine bleichen Wangen und fielen auf das Kopfkissen.



Nach einer Weile schlug die Kranke die Augen auf und sah unruhig um sich, als wenn sie etwas suche.

„Was wünsch’st du, mein Kind, meine arme Marie?“

„Die Uhr, Vater!“

Von dem Tischchen neben dem Bett nahm der Präsident eine kleine goldene Uhr, an der eine Kette mit einem Medaillon hing, und hielt sie der Kranken unschlüssig hin.

„Auf!“ flüsterte sie.

Er drückte die Feder des Medaillons auf. Es enthielt das Bild eines jungen Mannes. Aber die Kranke hatte die Augen schon wieder geschlossen, und langsam ließ der Vater die erhobene



Hand mit Uhr und Medaillon wieder sinken.

Nach einigen Minuten machte das junge Mädchen abermals eine Bewegung mit ihrer blassen Hand und sagte leise: „Unter mein Kopfkissen!“

Die alte Christel bog das Kissen etwas zurück, legte die dunkeln Haare, die wirr herabfielen, der Kranken vorsichtig auf die Schultern und der Präsident schob zögernd die Uhr an die verlangte Stelle.

Die Uhr tickte vernehmlich in der lautlosen Stille. Die Kranke athmete seufzend und unregelmäßig. Ihre weiße Brust, auf der die schwarzen Haare lagen, hob und senkte sich gewaltsam.



Dann wurde sie wieder ruhiger und schien zu schlafen und zu träumen.

Doch sie lauschte ängstlich dem Ticken der Uhr. Es war ihr, als hörte sie sprechen. Feine Stimmen antworteten sich. Zuerst sehr leise, dann ganz verständlich. Aus der Uhr, unter dem Kopfkissen hervor, kamen die Stimmen:

„Lieber, bester Freund,“ sagte der kleine Weiser zum großen, „willst du denn wirklich schon wieder gehen? du bist ja kaum gekommen. Ach, du läufst mir immer fort! Kaum auf Augenblicke kommst du noch zu Hause. Selbst zu Mittag läßt du dich kaum auf eine Minute sehen.“

„Herzensfrau,“ antwortete der große



Weiser, „du weißt, es geht nicht anders. Ich muß meinen Geschäften nachgehen, wie das einem Manne und Hausvater geziemt, und wie du im Hause deinen Geschäften nachgehst. Auch sehe ich ja jede Stunde des Tages einmal vor und schwatze mit dir. Das thun sehr wenige Männer.“

„Ach,“ sagte der kleine Weiser, „du gibst mir immer wieder dieselbe Antwort. Die kann ich schon auswendig. Das hätte ich nicht gedacht, als wir noch verlobt waren! Da hing unsere Uhr in dem großen, krystallhellen Eaden in Genf, der hart am Quai liegt, und das Zifferblatt war gerade nach dem schönen, blauen See gewandt, und



du und ich standen genau auf der Zwölf dicht über einander. Da konnten wir mit einander schwätzen, so viel wir Lust hatten! Keinem Menschen fiel es ein die Uhr aufzuziehen und uns fortwährend wie toll im Kreise umherzujagen, — und besonders dich, du armer Mann. Du mußt ja schon ganz außer Athem sein. Du wirst alle Tage magerer!“

„Ja, ja,“ seufzte der große Weiser, „es waren schöne Zeiten! Wir sahen hinaus auf den Quai, wo die Leute spazieren gingen; wir sahen die Dampfschiffe ankommen und die Fremden aussteigen, und dann blickten wir wieder über die spiegelklare Fläche des Sees



hinweg zu den schneebedeckten Bergen,
und sahen ihre Spitzen im Abendroth
funkeln.“

„Und als wir uns dann verhei-
rathet,“ nahm wieder der kleine Weiser
das Wort, „war es Anfangs noch eben
so schön; da bleibst du immer bei mir.
Aber eines Tages, es sind heute gerade
sechs Wochen, kam plötzlich ein junger,
vornehmer Mann in den Laden und
sagte zum Uhrmacher: „Zeigen Sie
mir die schönsten goldenen Damen-
uhren, die Sie haben.“

Darauf setzte der Uhrmacher seine
große Hornbrille auf, nahm eine Menge
Uhren aus den Schränken und legte
sie auf den Ladentisch. Der junge



Herr besah sie alle hin und her und schien unschlüssig. Plötzlich ging der Uhrmacher ans Fenster und nahm auch unsere Uhr von ihrem Messinghäfchen. „Etwas ganz Feines, auf Ehre, Herr Baron!“ sagte er auf französisch zu ihm.

„Die ist wirklich sehr hübsch,“ entgegnete der junge Mann, indem er die Rückseite der Uhr betrachtete. „Da sind ja in Email die beiden Engel von der sixtinischen Madonna darauf. Das wird ihr Freude machen.“

Darauf ließ er an die Uhr eine goldene Kette knüpfen, nahm ein Medaillon aus der Tasche, hing es an die Kette, zahlte dem Uhrmacher eine große



Menge Goldstücke auf den Tisch und ging.

Draußen am Quai aber waren unterdessen ein alter Herr und eine schöne, junge Dame fortwährend auf und ab gegangen, und als der junge Mann endlich aus dem Laden heraustrat, gingen sie ihm entgegen. „Du bist ja recht lange geblieben, Konrad,“ sagte das junge Mädchen, „und wolltest dir nur einen Uhrschlüssel für deinen verlorenen kaufen!“

Aber der junge Mann antwortete nicht und that, als wenn er die Frage nicht gehört. Er gab ihr den Arm und sie schlenderten eifrig schwatzend den See entlang. Als dann nach einer



Weile der alte Herr ein klein Wenig zurückgeblieben war, zog er die Uhr aus der Tasche und sagte: „Ein kleines Andenken an das schöne Genf, Marie, wo unsere glücklichen Herzen sich gefunden haben.“ — —

Indem schlug die Rathhausuhr auf dem Markt Zwölf. Das arme franke Mädchen seufzte tief auf und ließ den Kopf leise auf die Brust sinken. Der Präsident zuckte schmerzlich zusammen und beugte sich mit dem Ausdrucke der namenlosesten Angst über den Kopf seiner Tochter, lauschend, ob er vielleicht ihren Athem gehen oder ihr Herz schlagen hören könne. Aber es war ganz still. Sie war todt.



Er kniete neben dem Bett nieder, nahm ihre kalte Hand und drückte sie an seine Lippen. So blieb er wohl eine halbe Stunde. Dann schüttelte er sich, wie Einer, der friert, stand auf, strich der Todten die Haare glatt und rückte das Kopfkissen zurecht. Dabei glitt die Uhr ins Bett.

Er nahm sie auf, sah lange auf das Zifferblatt und sagte dann zur alten Christel, die unaufhörlich weinend immer noch auf dem Lehnstuhl saß:

„Um Zwölf ist sie gestorben, und die Uhr ist gerade um Zwölf stehen geblieben. Die beiden Weiser stehen genau auf einander. Kein Mensch soll

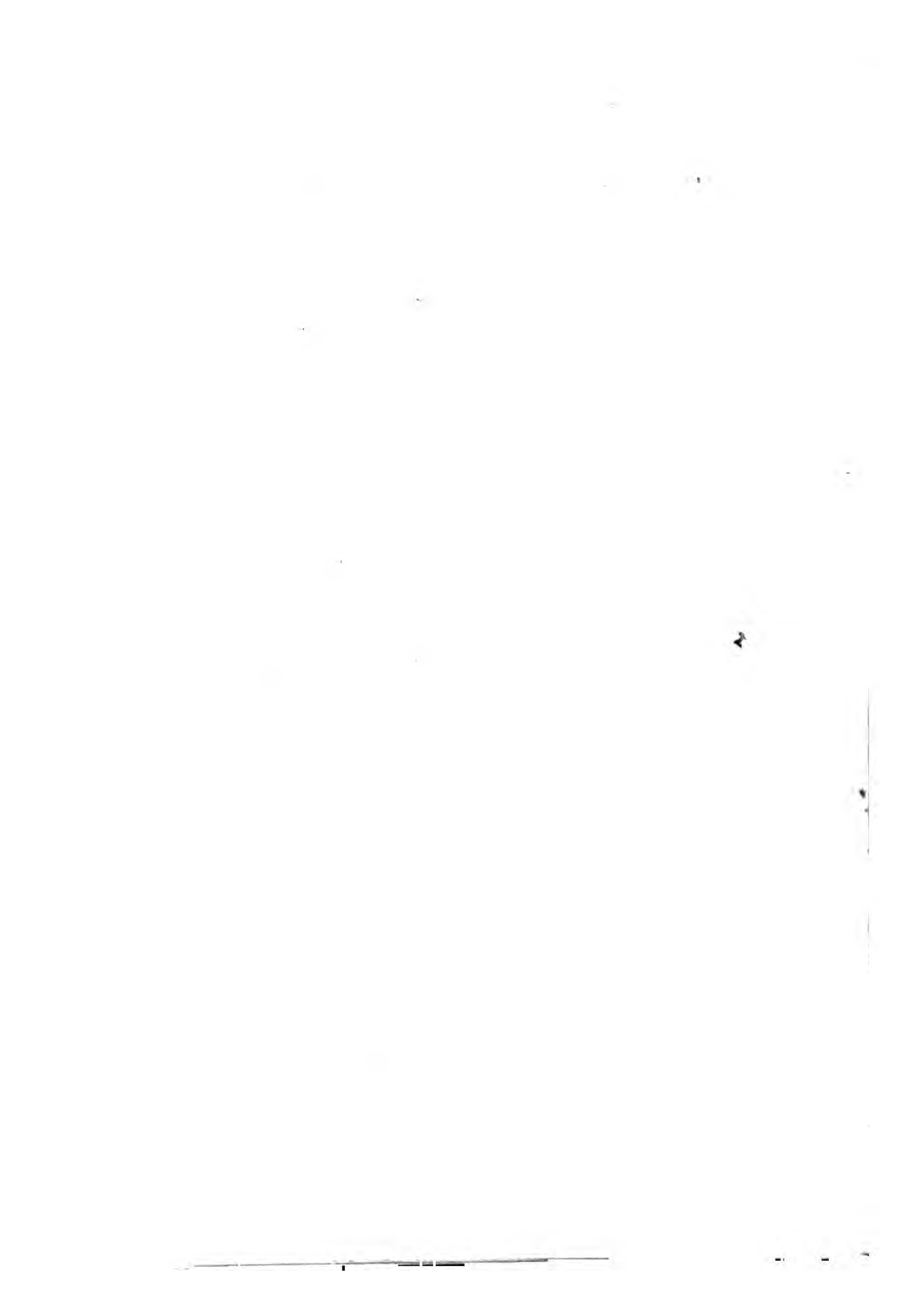


sie wieder aufziehen — wenigstens nicht bis er kommt und ihre Sterbestunde auf ihr gelesen hat. Geh' zu Bett, Christel, du hast viele Nächte nicht geschlafen; ich brauche dich nicht mehr. Gute Nacht!"



Die Kumpelkammer.







Es war gegen elf Uhr Vormittags, als Herr Doktor juris utriusque Albrecht Holzheimer ins Zimmer trat, den Hut und ein großes, wohlverschnürtes und versiegeltes Packet Papiere auf das Schreibpult warf und sich selbst müde in den davorstehenden Lehnstuhl fallen ließ. Erst am Abend zuvor war er nach langer, beschwerlicher Reise in seiner nordischen Vaterstadt und seinem verödeten väterlichen Hause eingetroffen. Früh um acht



Uhr war er schon wieder ausgegangen. Nun aber waren die Geschäfte, um derentwillen er zurückgekommen, erledigt. Er hatte die letzten Fäden, die ihn an seine alte Heimat knüpften, gelöst, sein Haus mit dem umfangreichen kaufmännischen Geschäft, das seit Urgroßvaters Zeiten im Erdgeschoß betrieben wurde, an den bisherigen Verwalter verkauft. Was sollte er auch mit ihnen anfangen? Zum Kaufmannsfache hatte er nie die geringste Neigung verspürt; wo er sich später dauernd ansiedeln würde, wußte er selbst noch nicht. Jedenfalls nicht hier.

Er sah sich in dem alterthümlichen Zimmer um, in dem er als Knabe



gehaust. Es waren noch die alten Möbel, und sie standen noch an denselben Stellen wie zuvor. Selbst die Gardinen waren wohl noch die alten. Das dunkle, reich geschnitzte Schreispult, vor dem er saß, war das seines Vaters gewesen; dann hatte man es ihm eingeräumt, und er hatte an ihm seine Schularbeiten angefertigt. Die Erinnerung an seine Kinderjahre erfüllte ihn ganz. Sie waren sehr glückliche gewesen. Freilich, seine Eltern hatte er kaum gekannt, — nur des Vaters erinnerte er sich dunkel; aber nach ihrem Tode war eine ältere Schwester des Letzteren ins Haus gezogen und hatte die Erziehung des Knaben



übernommen. Er hatte sie leidenschaftlich geliebt und wie an einer zweiten Mutter an ihr gehangen. Da starb auch sie, als er eben das fünfzehnte Jahr erreicht, nach längerem Kränkeln dahin, so daß er nun ganz allein stand. Die nächsten Freunde erboten sich zwar willig, den Knaben zu sich zu nehmen, aber der Vormund erschien und nahm ihn trotz aller Widerrede eben dieser Freunde mit sich nach Süddeutschland.

Seitdem war Albrecht Holzheimer nur zweimal in seiner Heimat gewesen. Heut war es das dritte und, wie er glaubte, das letzte Mal.

Er nahm einen Bogen Schreibpapier, der vor ihm auf dem Pulte lag,



und begann auf ihm mit dem Bleistift allerhand Schnörkel und Arabesken zu zeichnen. Noch ehe er eine Figur fertig hatte, strich er sie wieder aus.

„Ich werde nicht hingehen!“ sagte er plötzlich halblaut zu sich selbst. „Ich werde von unterwegs aus an die Frau Senatorin schreiben und mich entschuldigen. Sie wird erfahren, daß ich nur einen Tag hier gewesen bin. — Wozu auch?“ — —

Er fiel wieder in seine Gedanken zurück und zeichnete einen zweiten Bogen voll. Die Hast und Unruhe, mit denen er den Stift führte, bezeugten seine innere Erregung.

In der nächsten Parallelstraße lag



das Haus der verwittweten Frau Senatorin Amthor, der Jugendfreundin seiner verstorbenen Tante. Vom zweiten Stock aus konnte man den hohen Giebel sehen, der mit seinem Strahnen und seinen durch Läden geschlossenen Speicherfenstern alle Dächer überragte. Trotz des eben ausgesprochenen Beschlusses, nicht hinzugehen, — dort im Amthor'schen Hause waren seine Gedanken. Bis zu seinem fünfzehnten Jahre war er dort täglich ein- und ausgegangen; fast seine sämtlichen Freistunden hatte er dort verlebt. Die einzige Tochter der Senatorin, Ursula, war seine tägliche Spielgenossin gewesen. Sie war vier Jahre jünger wie



er, und es hatte zwischen den Kindern ein inniges, geschwisterliches Verhältnis bestanden. Ihr damaliges Bild stand lebhaft vor seiner Seele. Dann war er plötzlich fortgenommen worden. O! wie er geweint hatte, und wie unglücklich er gewesen war, als er die kleine, ernsthafte und verständige Freundin verlassen mußte, um mit dem fremden Herrn abzureisen!

Etwa vier Jahre später hatte er sein Abiturentenexamen gemacht. Schon mehrere Wochen zuvor war eine freundliche Einladung der Frau Senatorin eingelaufen, die freie Zeit zwischen Schule und Universität bei ihr zuzubringen. Sobald er das Zeugnis in



der Tasche hatte, reiste er ab. Es war sein erster größerer, selbständiger Ausflug. Er fand im Hause seiner mütterlichen Freundin Alles beim Alten. Ursula war klug und verständig, wie immer, aber wenig gewachsen und noch ein volles Kind.

Dann, wieder nach einer Reihe von Jahren, war er als frischgebakener Doktor noch einmal zurückgekehrt, — diesmal uneingeladen und unerwartet. Er war inzwischen mündig geworden, und es war sein eignes Haus, in dem er als Herr abstieg. Unangemeldet trat er in das Wohnzimmer der Frau Senatorin, die zufällig in der Küche beschäftigt war. Ein großes, schlank



aufgewachsenes Mädchen stand am Fenster und erschraf sichtlich, als es ihn erkannte. Rasch ging' er auf sie zu; doch sie verbeugte sich vor ihm und gab ihm dann erst zögernd die Hand, ihn zwar mit dem Vornamen, aber mit „Sie“ anredend. — Er wurde genöthigt zu Tisch zu bleiben und saß neben ihr; aber die jungen Leute konnten sich nicht wieder finden. Ursula unterhielt sich fast nur mit ihrem zweiten Nachbar, einem weitläufigen Better, der als Kommiss in einem der großen Handelshäuser der Stadt arbeitete und dessen Redseligkeit Albrecht verletzte. Die Frau Senatorin bemühte sich vergeblich, ein allgemeines Gespräch



zu Stande zu bringen. Der Faden riß, sobald sie ihn geknüpft, wieder ab. Am folgenden Tage war Albrecht nach einem kurzen, etwas verlegenen Abschiedsbefuche, bei dem er Ursula nicht zu Haus getroffen, wieder abgereist. Er hatte die Absicht gehabt, längere Zeit, vielleicht den ganzen Winter über, zu bleiben und sich in seinem eigenen Hause einzurichten. Nun wurde in der Stadt erzählt, er habe um Ursula angehalten und einen Korb bekommen.

So stand es. — —

Der junge Mann erhob sich, schloß das mittlere Fach des Pultes auf und zog einen Kasten hervor. Er war bis oben vollgepackt. Er lächelte und



räumte den Inhalt heraus: Schreibhefte aus Quarta und Tertia, sorgfältig geordnet; kleine Kästchen und Schachteln mit allerlei Tand, werthlose Steine und Muscheln, wie er sie am benachbarten Meeresstrande aufgelesen. Er nahm Alles heraus, um die Werthpapiere, die er mit sich nach Haus gebracht, in den Kasten zu legen; da fielen ihm noch einige Gegenstände in die Hand, die sein vollstes Interesse zu erwecken schienen: ein großer verrosteter Schlüssel, an dem ein Holztäfelchen mit unleserlicher Aufschrift hing, und zwei Glaskrystalle, die offenbar zu einem altmodischen Kronleuchter gehörten.



Er nahm den Schlüssel in die eine, die Glasstückchen in die andere Hand und setzte sich seufzend wieder auf den Lehnstuhl.

Er schloß die Augen und träumte. Wieder war es die Jugendgespielin, die ihn beschäftigte; nicht die schlanke, schweigsame Jungfrau, sondern die kleine Ursula, die ihn mit ihren großen blauen Augen ansah. „Guten Tag, Urselchen,“ sagte er zu ihr, „ich bin mit den Schularbeiten fertig; komm, wir wollen in der Kumpelkammer spielen; ich habe das neue Buch mitgebracht!“ Er nahm sie bei der Hand, und sie sprangen vergnügt die Bodentreppe hinauf. Über dem Wohnzimmer



der Frau Senatorin lag eine große Kammer; hier war ihr Lieblingsspielplatz. Selten, außer im kalten Winter, verging ein Tag, wo sie nicht oben waren. Denn im Laufe der Zeit hatte sich hier unglaubliches Gerümpel angesammelt: Truhen und Kisten mit allem möglichen veralteten Hausrath gefüllt; alte Möbel und altes Geschirr; verschoffene Brokatkleider und abgetragene Sammetröcke; und von einem schief an der Decke verlaufenden Balken herab hing an einem Strick ein zerbrochener Glaskronleuchter, aus unzähligen auf Draht gereihten Krystallen bestehend. An der Wand aber lehnten in großen dunklen Rahmen eine Reihe





alter, größtentheils durchlöcherter Familienbilder. Eins gefiel ihnen besonders: eine stattliche Dame in blauem Kleide mit dünner, steifer Taille und zahlreichen Perlschnüren auf dem bloßen Halse: die blaue Madam, wie sie die Kinder nannten.

Sie traten ein. In der Mitte des Raumes stand eine Holzkiste, über die sie einen alten Teppich gebreitet hatten und die sie als Sopha benutzten. — „Wir wollen heut nicht spielen, Urselchen, ich will dir gleich das neue Buch zeigen und dir vorlesen!“

Und er schlug den Arm, mit dem er das Buch hielt, um ihren Nacken und las. — —



Jetzt schlug es zwölf Uhr. Herr Albrecht Holzheimer stand abermals auf, trat vor den Spiegel und brachte sich die Haare in Ordnung. „Nein,“ rief er aus, „es wäre undankbar und feige zugleich, wenn ich nicht hinginge! Einen kurzen Besuch! Morgen reise ich ab!“ —

Inzwischen stand daheim Fräulein Ursula Amthor im Erker des Wohnzimmers und begoß ihre Blumen. Sie nahm sich offenbar viel Zeit dazu, denn schon seit einer halben Stunde war sie damit beschäftigt. Jedermann in der Stadt wußte, daß Herr Albrecht Holzheimer heute hatte kommen wollen, und daß er gekommen war. Auch sie wußte



es. An die Möglichkeit, daß er an ihrem Hause vorüber gehen könne, hatte sie nicht gedacht. Auf dem Sopha saß die Frau Senatorin und strickte, nicht ohne dann und wann einen prüfenden und besorgten Blick auf die Tochter zu werfen, die ihr den Rücken zuehrte. —

„Mutter,“ hob plötzlich Ursula an, „hast du nicht über uns Schritte gehört? Es muß Jemand auf dem Boden sein!“

„Ich höre nichts, Kind!“

Ursula schwieg. Nach einer Weile wiederholte sie eindringlicher: „Hörst du nichts, Mutter?“

„Ja, es scheint mir jetzt wirklich selbst so. Aber warum ängstigt dich



das, Ursula? Es wird eben Jemand von den Leuten auf dem Boden zu thun haben.“

„Nein, Mutter! Das ist Niemand von den Leuten! Es waren ganz deutliche, große Mänerschritte; und über uns liegt nur die alte Kumpelkammer, die, wie du weißt, seit langen Jahren stets verschlossen ist. Keine von den Mädchen kann zu dem Schlüssel. Ich werde hinaufgehen und sehen, was es bedeutet!“

„Bleibe doch, Kindchen! Es ist ja völlig gleichgültig, wer oben ist. — Außerdem — ich höre nichts mehr; es war wohl nur eine Täuschung!“

Aber Ursula ging.



Klopfenden Herzens stieg sie die Treppe hinauf — wahrhaftig — die Thüre der Kumpelkammer stand weit auf; die Sonne schien durch die Thüroöffnung in den dunkeln Bodengang und die Sonnenstäubchen tanzten in dem breiten, streifigen Lichtstrahle.

Sie horchte einige Minuten, dann schlich sie sich auf den Zehen heran und bog den Kopf über den Thürpfosten.

Da saß Albrecht in der Kumpelkammer, die Augen starr auf die offene Thür geheftet, so daß sie wußte, er müsse sie gesehen haben. Todtenbleich trat sie mitten in die Thüre. „Albrecht!“ rief sie aus, „du hier?“ Er sprang auf und streckte ihr beide Arme entgegen.



„Ursula!“ schrie er, mit einem Tone, der ihr durch Mark und Bein ging, „Ursula!“ Da hob auch sie die Arme auf, ging ihm entgegen und warf sich ihm weinend an die Brust. Er drückte sie lange und innig an sich; dann küßte er sie, fast zagend, auf die Stirn und fragte: „Ursula, liebe Ursula, bist du noch die alte?“ — „Ja,“ erwiderte sie ernst und fast feierlich, und ließ den Kopf, den sie eben erhoben hatte, um ihm ins Auge zu sehen, wieder auf seine Brust fallen, als wolle sie sich hier verbergen.

Er nahm sie an der Hand, — sie war gluthroth geworden und zitterte, — und sie setzten sich Beide auf die



alte Kiste, auf der sie so oft als Kinde
gesehen, und um sie lag und stand all
der Kram und alle die Schätze, mit
denen sie in der Jugend gespielt. Gegen-
über an der Wand lehnte wieder die
blaue Madam und sah sie mit ihren
großen Augen freundlich an, — ich
glaube es war Ursula's Urgroßmutter
— und vor ihnen hing der gläserne
Kronleuchter herab, und die Sonne
spielte in seinen zitternden Krystallen
und warf Regenbogenlichter auf die
Diele.

Sie saßen lange schweigend. End-
lich sagte Ursula erröthend: „Ich kann
es nicht begreifen, lieber Albrecht, daß
ich dich nicht habe kommen sehen. Ich



stand im Erker, von dem man doch die ganze Straße hinauf sieht, und begoß meine Blumen wohl schon eine Viertelstunde lang, ehe ich über uns die ersten Schritte hörte und hinaufging, um zu sehen, wer hier wäre!"

„Ich bin durch die Hinterthüre gekommen, Ursula!"

„Durch die Hinterthüre? Da hast du ja durch den Bäckerladen, Euch gegenüber, gehen müssen und durch den langen engen Hof des Nachbars!"

„Ja," erwiderte er lächelnd, „ich habe es völlig in Gedanken gethan. Der Weg ist so viel kürzer und ich bin ihn früher immer gegangen. Auf einmal stand ich im Bäckerladen, und die



Leute, die mich kannten, sahen mich verwundert an. Da blieb mir gar nichts übrig, als zu fragen, ob man noch durchgehen könne.“

„Aber dann bist du wohl auch bei uns die Hintertreppe hinauf gestiegen?“

„Natürlich! Deshalb bin ich ja eben auf den Boden gekommen statt zu Euch! Ich war so in Gedanken, daß ich eine Treppe zu hoch hinaufging, und dann befand ich mich plötzlich vor der Thüre der alten Kumpelkammer, — und — da griff ich in die Tasche. Ich muß wohl vorher den Schlüssel eingesteckt haben, ich weiß es wirklich nicht. Aber ich hatte den Schlüssel, und erst als ich ihn ins Schloß gesteckt,



und die Thür knarrte und aufging, und ich das Alles sah, merkte ich, wo ich war."

"Ja," sagte er nachdenklich, — „hier in der Tasche hatte ich ihn!" Und — als wenn er zeigen wollte, wie es gekommen sei, griff er in die Tasche und brachte zwei Glasprismen heraus, genau wie die, aus denen der Kronleuchter bestand. Sie lagen auf seiner Hand und glitzerten, als wären es Diamanten, die er ihr zum Geschenk brächte.

„Die muß ich auch eingesteckt haben, als ich hierher ging!" meinte er treuherzig. „Wie es gekommen ist, weiß ich nicht; und wie es gekommen ist, daß ich dich nun wieder habe, weiß



ich auch nicht. Aber — daß ich dich wieder habe, und daß ich dich nun nie wieder lassen werde, das weiß ich!“

Sie drückte ihm still die Hand und schwieg eine Weile; dann sagte sie: „Das mit dem Schlüssel begreife ich doch nicht, Albrecht! Wie bist du nur überhaupt zu ihm gekommen? Er hängt ja schon seit Jahren im Schlüsselschränchen! Wer hat ihn dir gegeben?“

„Ursel,“ sagte er, „weißt du noch, wie ich vor zehn Jahren fort mußte und weinte und dich bat, du solltest hübsch aufpassen auf alle unsere lieben Schätze hier oben? Da antwortetest du: Albrecht, ich gehe nicht wieder hinauf, gar nicht, — kein einziges



Mal, bis du wieder kommst. Und als du das gesagt, schlich ich mich auf den Boden, zog den Schlüssel ab und verschloß ihn in das alte Pult. Heute Morgen, als ich die Papiere weglegen wollte, habe ich ihn gefunden. — Aber, wie er in meine Tasche gekommen ist — das weiß ich nicht!“

„Ja, ja!“ erwiderte sie zustimmend. „Als du fort warst, wurde der Schlüssel überall gesucht. Endlich ließ die Mutter den Schlosser rufen und einen neuen anfertigen. — Aber, Albrecht,“ fuhr sie fort, und die Thränen kamen ihr in die Augen, „du mußt mich doch immer lieb gehabt haben, in der langen Zeit, wo du fort gewesen bist und



nichts von dir hast hören lassen, sonst wärst du nicht durch den Bäckerladen gegangen, und den Schlüssel und die Krystalle hättest du auch nicht eingesteckt!"

„Ja!“ versicherte er aus tiefster Überzeugung, „aber ich habe es selbst nicht gewußt, wenigstens nicht, wie sehr! Aber nun sage auch du mir, Ursula, warum warst du so kalt gegen mich, als ich das letzte Mal hier war? Warum hast du mich „Sie“ genannt, so daß ich denken mußte, du wolltest gar nichts von mir wissen, und Hals über Kopf wieder abreiste?“

„Albrecht,“ sagte sie leise, „als du damals kamst, da war ich unterdessen



erwachsen geworden; und als du so rasch auf mich zuschrittest, da merkte ich, daß ich dich lieb hatte, und bekam Angst, du würdest mich küssen; und da erschrak ich."

"Aber du hast mich „Sie“ genannt!"

"Deswegen, Albrecht, deswegen! — Aber — ich glaube, ich bin seit einer halben Stunde hier oben auf dem Boden. Die Mutter wird mich schon lange vermissen!"

"Komm, wir wollen zusammen zur Mutter gehen."

Sie sah ihn selig an und nickte zustimmend. Doch plötzlich erschrak sie und sagte: „Dann mußt du aber durch



die Küche, denn die vordere Bodenthür ist immer verschlossen. Ich bin ja selbst auch die kleine Hintertreppe hinaufgegangen, wie du. Was werden die Leute sagen?“

„Laß doch die Leute, Urjelchen!“

Er gab ihr den Arm und sie gingen hinunter an der staunenden Köchin vorbei zur Mutter. Sprachlos sah diese die Beiden eintreten.

Er beugte sich tief nieder und küßte der alten Dame bewegt die Hand.

„Mama,“ sagte er, „wir waren in der alten Kumpelkammer. Da sind immer noch die alten, hübschen Sachen. Und dann haben wir in unsere Herzen gesehen und gefunden, daß das auch

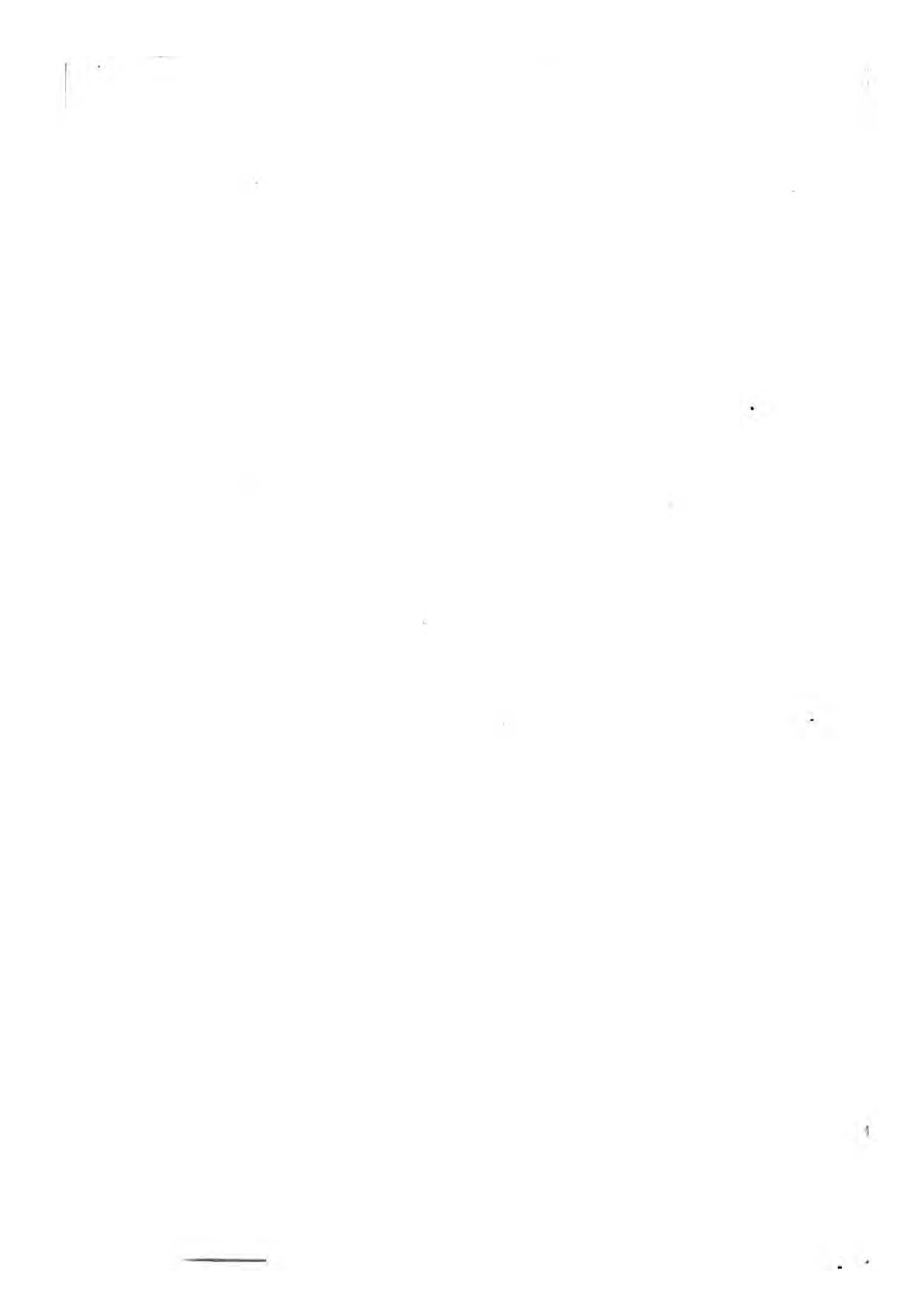


zwei Kumpelkammern sind, die ganz voll von alten, lieben Sachen stecken. Das letzte Mal, als ich hier war, standen wohl Wolken am Himmel; aber heute schien die Sonne gerade hinein, und da blitzte und glitzerte es, wie Sie sich das gar nicht vorstellen können.“

Da zog die Frau Senatorin den jungen Mann an ihr Herz, nahm seinen Kopf in beide Hände, sah ihm lange vertrauensvoll in die alten, bekannten Augen, küßte ihn und sprach:

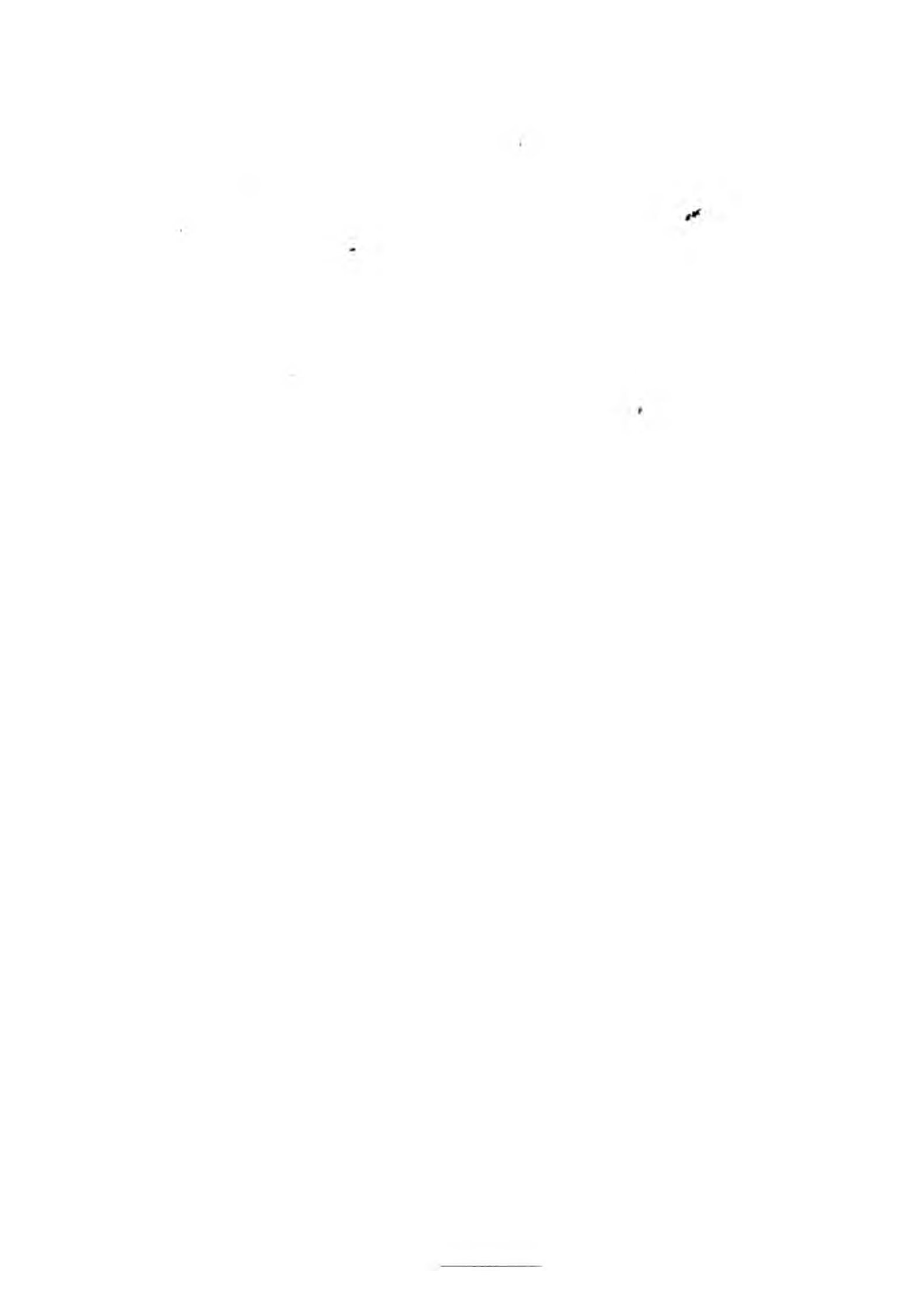
„Vieles verstehe ich noch nicht; aber die Hauptsache verstehe ich. Gott segne Euch, Kinder! Gott segne Euch! Amen!“ —





Francesco.







Es war um die Zeit, als Julius der Zweite im Begriff stand gegen Bologna aufzubrechen. Voll von Truppen lag Rom. Auf den wüsten Strecken des Viminal und Esquilin brannten ihre halberloschenen Wachtfeuer und zogen sich von hier, das gewaltige Rund des Kolosseum umgebend, in langen Reihen über das Forum bis zum Kapitol. Nach dem wilden Lärm und dem Waffengeöse des Tages war es endlich still



geworden. Krieger und Rosse lagen in tiefem Schlaf, und nur die klirrenden Schritte vereinzelter, auf und ab wandernder Posten durchbrachen die lautlose Nacht.

Unweit der Stelle, wo heut' St. Bonaventura mit seinen Palmen vom Ostabhange des Palatins herabschaut, stand auch damals ein Kloster, und es schlossen sich daran die unregelmäßigen Bauten trotziger und finsterrer Kastele, welche die römischen Barone über dem Schutt der Kaiserpaläste aufgerichtet hatten.

Eben war vom Thurm des Klosters der Ruf des wachhaltenden Mönchs erklingen, der die Mitternachtstunde



anzeigte, als ein leichtes Geräusch wie von einem fallenden und dann rollenden Steine hörbar ward. Der am Konstantinsbogen stehende Wachtposten warf vergeblich den Kopf zurück, ohne jedoch gewahren zu können, daß sich über ihm auf die Klostergartenmauer ein Mönch geschwungen hatte, dessen dunkle Gestalt in scharfen Umrissen gegen den blassen Nachthimmel abstach.

Es war Bruder Francesco, der jüngste Mönch zwar des Klosters, aber berühmt wegen seiner Frömmigkeit und wegen seines Wissens, der besondere Günstling und der Vertraute des Priors. Wenige Monate vor der



Geburt dieses ihres ersten Kindes war die Mutter Francesco's bei einer Reise durch Umbrien von einem Trupp fahnenflüchtigen Kriegsvolkes überfallen worden. Begleitung und Dienerschaft waren bis auf den letzten Mann niedergemacht, und die junge, kaum siebzehnjährige Frau bis zur Erlangung schweren Lösegeldes in die Berge geschleppt worden. Im täglichen Gebet um ihre Befreiung hatte die Unglückliche damals der Mutter Gottes gelobt, ihr Kind, falls es ein Sohn sein würde, ganz dem Dienste der Kirche zu weihen. Und als es ein Sohn war und der Sohn zum Knaben heranwuchs, hatte der Vater, der einem der ältesten



römischen Geschlechter angehörte, widerwillig, aber dem Schwur sich fügend, seinen Erstgeborenen den Priestern übergeben.

Mittlerweile war Francesco zweiundzwanzig Jahre alt geworden. Vor Kurzem hatten ihn beide Eltern im Kloster aufgesucht. Als sich die Pforte wieder hinter ihnen schloß, schlug Pietro, der Vater, unmuthig gegen sein Degengefäß und rief: „Schade um das adlige Blut, das in seinen Adern fließt! Hättest du den Jungen nicht an die Kapuzen verschachert, — der König von Frankreich hat keine stolzeren Edelleute an seinem Hof, als er einer geworden wäre!“



„Ein Heiliger ist mehr!“ erwiderte schüchtern die Mutter.

„In Rom nicht, Angelina!“

Francesco hatte seine Eltern ruhig scheiden sehen. Das Klosterleben war ihm Gewohnheit und Bedürfnis geworden; aber wenige Tage darauf war eine mächtige Veränderung mit ihm vorgegangen. Mehr wie je schloß er sich in seiner Zelle ein, um dann wieder stundenlang betend auf den Steinfließen vor dem Altare zu liegen. Dem Prior war es nicht entgangen; denn er ließ bei Tisch oft schmerzlich prüfend die Blicke auf ihm ruhen. Heute früh aber hatte er ihn zu sich rufen lassen, lange mit ihm ge-



sprochen und ihn dann zur Beichte geschickt.

Die Mauer war an der Stelle, die Francesco zum Übersteigen gewählt hatte, nicht hoch. In halber Höhe sprang an ihrer Außenwand eine Steinrinne vor, die dem Regenwasser zum Abfluß aus dem Klostergarten diente, und dicht daneben stand ein Granatbaum. Trotz des langen hinderlichen Mönchsgewandes hatte er in weniger als einer Minute festen Boden unter sich, kletterte den Abhang neben der Mauer hinauf und schritt vorsichtig, die gebahnten Wege vermeidend, zwischen Feigen- und Steineichengebüsch vorwärts. Er mochte nur wenige



Minuten in der Richtung nach dem Kapitol zu gewandert sein, als er plötzlich Halt machte. Vor ihm lag eine steil ansteigende, mit dichtem Gestrüpp bewachsene Böschung, aus dem hie und da die zackigen Reste zerstörten Mauerwerks hervorragten. Er hob den Kopf empor und lauschte, zog die Rutte enger um den Leib, kletterte einige Fuß hinauf und bog das Gesträuch auseinander. Im fahlen Scheine des Mondes sah man eine durch Reisig und Bündel trockener Stauden absichtlich verdeckte, unregelmäßige Öffnung im Gemäuer. Er räumte das Hindernis rasch bei Seite und schlüpfte hinein. Es war ein kurzer, hochgewölbter Gang, von



spärlich einfallendem Mondenlicht eben noch so weit erleuchtet, daß man seitlich den hohen Bogen einer Thüröffnung bemerkte, die in einen anscheinend größeren Raum führte. Er trat ein und tappte fühlend die Wand entlang. Rasch fand er, was er gesucht, schlug Feuer und zündete eine Wachsfackel an. Ihr gelbrother Schein erleuchtete ein halbverschüttetes Zimmer der alten Kaiserpaläste. Die der Thüröffnung gegenüber liegende Mauerwand hatte zwar nachgegeben; Steine, Kalk und Erde waren hier hereingestürzt und bildeten eine fast bis zur Mitte des Zimmers reichende Trümmermasse; aber die Decke und die übrigen Wände waren



unversehrt, und an der einen Seitenwand, auf mannshohem Postamente, stand ein wundervolles marmornes Frauenbild, unberührt, ohne Flecken und Fehl, wie es vor zweitausend Jahren aus der Hand des griechischen Meisters hervorgegangen: die Göttin der Liebe, aus dem weißen Schaum des Meeres eben emporgestiegen, nackt, in voller, leuchtender Frauenschönheit. Sie hatte beide Arme über den Kopf erhoben, den Schleier sich umzubinden, und richtete sich leicht auf den Zehen empor, als würde es ihr dadurch weniger schwer, ihn hoch über sich zu halten, so daß der Leib etwas vor, die Schultern etwas zurücktraten. Die



linke Hand lag auf dem Kopf und nestelte den Schleier fest, während die rechte sein anderes Ende weit und hoch abhielt, damit es die Haare nicht in Unordnung bringe.

Der junge Mönch lehnte sich gegenüber an die Zimmerwand, die Lippen halb geöffnet, die Augen regungslos auf die glänzende, zauberhafte Gestalt geheftet. Seine Brust athmete tief und langsam, wie bei einem Menschen, der schläft, aber ein Sturm von Gefühlen ging über sein Herz. Mit der gespreizten Hand griff er rückwärts und das Hinterhaupt presste er fest gegen die Mauer, als müßte er sich halten, damit ihn dieser Sturm nicht fortwehe.



Vor etwa acht Tagen hatte er, zu einem Sterbenden in eine der festen Burgen des Palatins gerufen, dieses Gemach zufällig entdeckt, dessen Eingang durch die gewaltigen Regengüsse der vorausgegangenen Nacht, die Erde und Buschwerk weggerissen hatten, bloßgelegt worden war. Eine unbefiegbare Neugierde hatte ihn getrieben zu erfahren, was der Raum bedeute, was er enthalte. Noch an demselben Tage war er, eine Fackel unter der Kutte verbergend, zurückgekehrt. Seitdem hatte er jede Nacht stundenlang hier verweilt.

Rom und Italien waren damals erfüllt von dem Duft, bestrahlt von



dem Glanz der nach langem Schlaf zu neuem Leben erwachten antiken Kunst. Tausend heimische, kaum entwickelte oder noch streng geschlossene Knospen hatten sich in diesem Duft und Glanz wie über Nacht zu voller, ungeahnter Blüthenpracht entfaltet. Jung und Alt, Hoch und Niedrig, Reich und Arm waren wie berauscht und geblendet. Griechenlands Himmel stand über Rom und die alten Götter zogen an ihm auf. Früh, wenn die Sonne kam, sah man wieder Phöbus mit den weißen Rossen sich empor-schwingen, von den Horen umtanzt, und vor ihm die rosenfingrige Eos her-fliegen. Zerlumpte Bettler stritten sich



an den Straßenecken, welche von den zwei zuletzt ausgegrabenen Statuen die schönere sei, und befühlten den Marmor; und der Papst, von seinen Kardinälen umstanden, rühmte die wundervolle Brust eines gestern gekauften Frauentorso.

Francesco hatte fühlen Herzens neben dieser gewaltigen Strömung gestanden; er hatte ihren Hochgang betrachtet, gesehen, wie sie Alles mit sich fortriß, und sich, wie an einen Baum, der fest am Ufer gründet, an seinen Beruf und seinen Glauben, seine strengen Ordensregeln und seine himmlische Zukunft gehalten. Nun brauste die Fluth auch ihm über das



Haupt; und ein zweiter, fast noch mächtigerer Strom hatte sich ihr zugesellt, dessen er sich verzweifelt, wie ein Ertrinkender, zu erwehren suchte. Was er mit dem Gelübde zum Opfer gebracht, zum ersten Male in seinem Leben fühlte er es voll und ganz. In glühenden Farben stand es vor seiner Seele. Wie oft, wenn er sonst, Almosen sammelnd, durch Häuser und Paläste gegangen war, hatten die brennenden Augen der römischen Mädchen und Frauen mit Wohlgefallen auf dem schönen Mönche geruht. Unberührt, gleichgültig, als wenn er selbst nur eine Statue von Stein sei, war er zwischen ihnen hindurchgewandelt.





Wenn er aber jetzt, von seinem nächtlichen Gange zurückgekehrt, schlaflos in seiner dunklen Zelle lag, kamen ihm diese Gestalten wieder. Sie umringten und umschwebten ihn, und ihre Gesichter nahmen die Züge der Göttin der Liebe an, die ihn mit ihrem milden Lächeln angesehen, den Kopf leise gesenkt, als wollte sie sich ihm zuneigen. Und wenn ihn dann ein kurzer, wirrer Schlaf befiel, sah er die Göttin im enganschließenden, golddurchwirkten Gewand, und sich selbst neben ihr in der üppigen Tracht der Edelleute des Cinquecento, und wie er die Göttin aufs Pferd hob und sie Beide dahinsprengten.



Er hatte lange gestanden, bewegungslos, wie festgebannt. Jetzt richtete er sich auf, trat einige Schritte vor und beleuchtete das Bild bald von dieser, bald von jener Seite. Die Fackel brannte unruhig; Lichtwellen rieselten über die Brust und den Leib der Göttin wie goldenes Wasser über einen klaren Bachgrund. Sie schien zu leben, zu athmen, sich leise zu bewegen. Er stöhnte laut auf, setzte sich auf die Steine des Mauersturzes und steckte die Fackel neben sich in den Schutt, so daß sie aufrecht stand. Bald wurde er etwas ruhiger und sah halb zerstreut um sich.

Es war ein großer, saalartiger



Raum, in dem er sich befand; die Wände glänzend dunkelbraun, die Decke gewölbt, weiß, ohne Schmuck; unter ihr ein Fries anmuthiger, in leichten Bogen ausgespannter Blumenguirlanden, auf denen da, wo die Bildsäule stand, weiße Tauben saßen: die Lieblingsvögel der Göttin, die ihren Wagen zogen, wenn sie sich von den goldenen Wolken des Olymp herabsenkte, um sterbliche Menschen mit ihrer Liebe zu beglücken und Griechenland Helden und Könige zu schenken. Auf dem Fußboden aber sah man ein buntes Mosaik mit Nereiden, Tritonen und Seeungeheuern: Gefolge und Dienerschaft der Göttin.

Er ließ die Fackel stecken, stand



wieder auf und ging unruhig hin und her. Gestern früh hatte er gebeichtet und versprochen, nicht wieder hierher zurückzukehren, aber sein Wort nicht gehalten. Nun war es sicher das letzte Mal. Morgen sollte dem heiligen Vater die Nachricht von dem neuen Funde gebracht werden. Die Zeit drängte, denn der Ausbruch des Heeres stand täglich bevor. Francesco selbst sollte zu Julio gehen. So hatte es der Prior bestimmt. Er wußte, er konnte dem nicht ausweichen, es nicht wieder rückgängig machen.

Im Thürbogen stehend, schickte er sich zögernd an zu gehen. Doch die Fackel mußte zuvor gelöscht werden,



fast hätte er es vergessen. Noch einmal hob er die Augen zu dem Bilde auf, das jetzt ein leichter Schatten bedeckte. Der Marmor schimmerte an den Händen, an den Umrissen von Leib und Schenkeln röthlich durch. So schön, so lebenswarm, so begehrenswerth war sie ihm noch nie erschienen. Mit ausgebreiteten Armen ging er ihr entgegen. Er fühlte das Blut pulsirend sich nach dem Kopfe strömen; er hörte sein Rauschen im eigenen Ohr. Seine Gedanken verwirrten, seine Augen umschleierten sich. Er zitterte heftig, und doch war es ihm, als wenn ihn eine übermenschliche Kraft durchdringe, als müsse er die Bildsäule herunterheben,



in seine Arme nehmen und mit sich forttragen. Wohin? Irgend wohin; in irgend ein Versteck, von dem Niemand wüßte als er, um sie immer und ganz allein zu besitzen und sich nie wieder von ihr zu trennen.

Er riß die Fackel aus dem Boden und schwang sie hoch über sich, als wäre sie eine Waffe. „Sie lebt!“ — schrie er plötzlich gellend auf. Deutlich hatte er ihre Rippen sich bewegen sehen, und mit Entsetzen gewahrte er jetzt einen Zug um ihren sonst so liebevoll lächelnden Mund, den er zuvor nie bemerkt: hochmüthig, höhnisch fast, wie der Edelgeborene den gemeinen Mann, wie der Reiche den Armen, den er



von seiner Schwelle weist, schaute sie ihn an. Sinnlos sprang er auf die Bildsäule zu: besitzen, zerstören, ein Ende machen — zu einem einzigen, ihn ganz erfüllenden, gewaltthätigen Gedanken verschmolz es ihm. Mit beiden Händen griff er zu den feinen Knöcheln empor und umspannte sie wie mit eisernen Klammern. Ein gewaltiger Ruck! da splittert der Marmor unter seinen Händen, da wankt die Bildsäule; sie neigt sich, — sie stürzt! Ein gellender Aufschrei, ein dumpfer, hallender Schlag, — und über dem röchelnden Manne, in schwerer, tödlicher Umarmung, liegt die Marmorlast. Vom Halse abgelöst rollt der



Kopf hin, Arme und Füße zerschellen
auf dem steinernen Boden.

Noch einige tiefe, seufzende Athem-
züge, dann wird es still; aber lange
noch brennt die der Hand des Sterben-
den entfallene Fackel und bestrahlt den
weißen, glanzvollen Frauenleib, der
auf der dunklen, lang hingestreckten
Männergestalt liegt, wie die verzwei-
felte Braut auf dem todten Geliebten.

Am andern Morgen, als Francesco
bei der Frühmesse fehlte und sein La-
ger unberührt gefunden wurde, machte
sich der Prior, das Herz von trüben
Ahnungen erfüllt, an der Spitze sämt-
licher Klosterbrüder auf, ihn zu suchen.
Er sollte ihn bald finden; hatte doch



der Verstorbene noch Tags zuvor ihm genau die Stelle bezeichnet, und lag doch der vorher sorgfältig verdeckte Eingang nun frei und offen.

Eine Anzahl der beherztesten Mönche drang mit Fackeln bewaffnet zuerst ein. Ihr lautes Klagegeschrei verkündete den draußen Stehenden, was ihrer warte; und bald brachten zwei den Körper ihres entseelten Genossen und legten ihn vor den Füßen des Priors auf die Erde. Aus dem Innern des Gemäuers aber erschollen jetzt neue wilde Rufe, Verwünschungen und dröhnende Schläge. Die thörichte Wuth der Zurückgebliebenen hatte sich gegen das heidnische Götzenbild gewandt, dem



der von Allen verehrte und bewunderte Bruder zum Opfer gefallen war. Und während der Eine den abgebrochenen Kopf aufhob und ihn auf dem Marmorboden zerschellen ließ, schleppten die Anderen Steine von der eingestürzten Mauerwand herbei und suchten mit ihnen die Bildsäule zu zertrümmern. Zu spät tönte der Haltruf des nachstürzenden Priors. Nur die Hauptmasse des Kumpfes hatte noch widerstanden; aber auch sie war schwer geschädigt. Dahin die unberührte Frische und der strahlende Jugendglanz, welche dem herrlichen Körper den Stempel göttlicher Vollkommenheit aufgedrückt!

Gesenkten Hauptes stand der Prior



lange in stummer Betrachtung: dann rief er mit fast klagender Stimme: „Was habt ihr gethan, Wahnsinnige? Ein Wunderwerk Gottes habt ihr zerstört! Ja, unseres Gottes!“ wiederholte er strenger. „Schweigt! Ihr versteht mich nicht, wie ihr auch den Tod dieses Unglücklichen nicht verstehen werdet. Jede Entbehrung, jedes Martyrium hätte er ertragen; doch — wen die Schönheit der Welt nicht erhebt, den erdrückt sie! — Kommt, tragt den Todten nach Haus und legt ihn in seiner Zelle nieder; — und dann — versammelt in der Kirche euch, laßt uns für seine arme Seele beten!“



Sally Purcell

Donation

17. 2. 86

